

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 35 (1931-1932)

Heft: 20

Artikel: Einer Mutter Sohn [Fortsetzung]

Autor: Viebig, Clara

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670962>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXV. Jahrgang

Zürich, 15. Juli 1932

Heft 20

Seefahrt.

Heut wirst mich aus der Stube
Ein starker Sonnenschein;
Frisch auf, mein Schifferbube,
Es muß gerudert sein.

Die Zither will ich holen,
Hol Stangen und Netz, Gesell,
So hat von uns jedweder
Sein Handwerkszeug zur Stell'.

Die Wasserbahn steht offen,
Die Kampenwand glänzt blau
Und badet ihre Schratten
Im klaren Morgentau.

Hier prangen Gottes Wunder
In stillberedter Pracht:
Fahr ab, verfluchter Plunder,
Der elend mich gemacht!

Und ob der Inselwaldung
Schaut weiß der Wendelstein
Als Jubelgreis im Eisbart
Ins farbige Bild hinein.

Kein Mensch kann das uns geben,
Die Minne selber nicht,
Das sonnenwarme Leben,
Das hier zur Seele spricht.

Laß unsern Kahn nur treiben!
Allum ist's fein und schön:
Hier ist vom Weltenbauherrn
Ein Meisterstück geschehn.

J. B. v. Scheffel.

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Räte Schlieben war frank. Der Sanitätsrat duckte die Achseln: da war nicht viel zu machen, es war eine vollständige Apathie. Wenn nur etwas käme und sie aufrüttelte, etwas, für das es ihr verlohnend würde, sich aufzuraffen, dann würde es schon wieder werden! Borderhand verordnete er Kräftigungsmittel — der Puls war ja so schlecht — alle Stunden einen Teelöffel Buro, Fleischgelee, Eier, Milch, Müstern und dergleichen.

Am Bett seiner Frau saß Schlieben, er war eben aus der Stadt nach Hause gekommen. Nun saß er da, den Kopf gesenkt, die Stirn in Falten gezogen.

„Noch immer nichts von ihm — was sagte die Frau — gar nichts von ihm?“ hatte Räte eben mit verlöschender Stimme geflüstert.

Er sagte nur: „Wir werden uns nun doch an die Polizei wenden müssen!“

„Nein, nein, nicht an die Polizei! Ihn suchen

lassen, wie einen Verbrecher?! Du bist schrecklich, Paul! Schweig doch, Paul!" Ihre anfänglich so schwache Stimme war fast schreiend geworden.

Er zuckte die Achseln: „Es wird uns nichts übrigbleiben," und blickte bekümmert sie an und dann stumm vor sich nieder.

Ihm war, als könne er sein Unglück nicht übersehen, als sei das ganz unüberblickbar. Acht Tage waren es nun her, daß Wolfgang fort war — schrecklich, schrecklich, was dieser Mensch ihnen für Sorgen machte! Aber größere Sorgen machte ihm seine Frau. Wie sollte das enden?! Diese gesteigerte Nervosität war gefährlich; und dabei auch dieser Kräfteverfall! Räte war nie eine Riesin gewesen, aber nun wurde sie so dünn, so mager; in den acht Tagen war ihre Hand, die da so matt auf der Decke lag, geradezu durchsichtig geworden. Ach, und ihr Haar so grau!

Mit traurigen Blicken suchte der Ehemann im Gesicht seiner Frau die einstige Schönheit: zuviel Falten, zuviel eingegrabene Linien, Furchen, die der Pflug des Grams gezogen hatte! Er mußte weinen; das kam ihn doch zu hart an, sie so zu sehen. Den Kopf von ihr abwendend, beschattete er die Augen mit der Hand.

So saß er stumm und rührte sich nicht, und sie rührte sich auch nicht, lag, als ob sie schliefe.

Da klopfte es. Erschrocken sah Schlieben nach der Kranken hin: war sie nun gestört worden? Aber sie hob die Lider nicht.

Auf den Zehen ging er zur Tür und öffnete. Friedrich brachte die Post, allerhand Briefe und Zeitungen. Nur aus Gewohnheit griff Schlieben danach, es interessierte ihn jetzt alles so wenig. Die ersten paar Tage nach Wolfgang's Verschwinden hatte Räte immer gezittert, es möchte etwas von ihm in der Zeitung stehen, die schrecklichsten Befürchtungen hatten sie gequält; jetzt fragte sie nicht mehr. Aber nun zitterte der Mann tief im Innern, obgleich er sich selber hart zu machen strebte: was würde man noch erleben müssen?! Keine Zeitung faßte er an, ohne eine gewisse Scheu.

„Knittere doch nicht so unerträglich," sagte die schwache Frau gereizt. Da erhob er sich, um aus dem Zimmer zu schleichen — es war besser, er ging, sie möchte seine Nähe nicht! Doch sein Blick fiel auf einen der Briefe. Was war denn das für eine unausgeschriebene, noch schulmäßige Handschrift? Wohl ein Bettelbrief? Er war an seine Frau gerichtet, aber sie machte ja jetzt keine Briefe auf; dazu drängte es ihn förmlich, diesen,

gerade diesen Brief zu öffnen. Es war nicht Neugier, ihm war, als müsse er es tun.

Er öffnete den Brief, rascher, als es sonst seine Art war. Das hatte eine Frau geschrieben, ein Mädchen sicherlich — es waren ganz unausgeprägte, finzelige Buchstaben. Und das Bestreben war auffällig, die Handschrift zu verstellen.

„Wenn Sie was über Ihren Sohn erfahren wollen, müssen Sie Puttfammerstraße gehn, 140, und aufpassen, drei Treppen hoch im Hof, Seitenflügel links, wo Knappe an der Klingel steht. Da wohnt sie!“

Eine Namensunterschrift war nicht vorhanden, nur: „Eine gute Freundin“ — stand darunter.

Schlieben hatte das Gefühl, als brenne ihm das Papier die Finger — geringes Papier, aber zartrosa und nach parfümierter, billiger Seife riechend — ein anonymer Brief, pfui! Was sollte ihnen der Wiss?! Schon wollte er ihn zusammenknittern, da rief Rätes Stimme vom Bett her: „Was hast du da, Paul? Einen Brief? Zeig' mal her!“

Und als er sich ihr nur langsam, zögernd näherte, richtete sie sich auf und riß ihm den Brief aus der Hand. Sie las und schrie laut auf: „Den hat die Lämke geschrieben! Ich bin sicher, er ist von ihr. Sie wollte ihn ja suchen — und ihr Bruder, ihr Bräutigam — sie werden ihn gefunden haben! Puttfammerstraße — wo ist die? 140, da müssen wir hin! Gleich, sofort! Klinge dem Mädchen! Meine Schuhe, meine Sachen — ach, ich kann ja gar nichts finden! So klinge doch! Sie soll mich frisieren — ach, lasz nur, ich kann ja schon alles allein!“

Sie war aus dem Bett gesprungen in zitternder Hast; nun saß sie schon vor dem Toilettentisch und kämmte selber ihr langes Haar. Es war verwirrt vom Bettliegen, aber sie riß den Kamm hindurch mit unbarmherziger Eile.

„Doch wir nicht zu spät kommen! Wir müssen uns eilen. Da ist er sicher, da ist er ganz sicher! Was siehst du noch und siehst mich so an? Mach' dich doch fertig! Ich bin gleich fertig, wir können gleich gehen. Paul, lieber Paul, wir werden ihn da gewiß finden — o Gott!“ Sie faßte um sich, von einem Schwindel der Schwäche ergriffen, aber ihr Wille überwand die Schwäche. Nun stand sie ganz fest auf den Füßen.

Niemand würde es glauben, daß sie eben noch wie eine ganz hilflose dagelegen hatte! Schlieben wagte es nicht, ihr zu widerstreben: was sollte auch noch Schlimmeres kommen?! Schlim-

mer, als es jetzt gewesen war, konnte es nicht mehr werden, und wenigstens konnte sie ihm dann nicht mehr vorwerfen, er hätte den Jungen nicht lieb gehabt!

Als sie nach kaum einer halben Stunde den Wagen bestiegen, den Friedrich herbeitelephoniert hatte, war sie weniger blaß und sah weniger alt aus, als er.

5

Wenn Frida Lämke jetzt Wolfgang Schlieben begegnete, schlug sie die Augen nieder, und er tat, als fähe er sie nicht. Er war böse auf sie: verdammte kleine Krabbe, die ihn verraten hatte! Nur sie, sie allein konnte die Eltern auf seine Spur gehezt haben! Wie hätten die sonst eine Ahnung gehabt? Er hätte sich prügeln mögen, daß er dieser Schlange einmal Andeutungen über seine Bekanntschaft in der Puttkammerstrafe gemacht hatte. Die Frida mit ihrer Freundschaft, die sollte ihm noch mal von Freundschaft reden! Pah, Weiber überhaupt, die waren alle nichts wert!

Eine grimmige Weiberverachtung hatte den jungen Menschen gepackt. Er hätte ihnen allen am liebsten ins Gesicht gespien — alles feile Kreaturen —, er kannte sie jetzt zur Genüge, ja bis zum Ekel!

Der noch nicht Neunzehnjährige fühlte sich müde und alt; seltsam müde. Wenn Wolfgang an die letztergangene Zeit zurückdachte, kam sie ihm vor wie ein Traum; jetzt, da die Zimmer der Friedrichstrafe abgegeben waren und er wieder bei den Eltern wohnte, jetzt sogar wie ein böser Traum. Und wenn er dann Frida Lämke begegnete — das ließ sich nicht vermeiden, nun er regelmäßig hinein- und herausfuhr zu den Bureaustunden —, gab es ihm jedesmal einen Stich durchs Herz. Er grüßte sie nicht einmal, selbst dazu konnte er sich nicht überwinden.

Wenn er doch nur den Druck abschütteln könnte, den er auf sich fühlte! Sie taten ihm doch nichts — nein, sie waren sogar sehr gut —, aber er hatte doch immer das Gefühl, nur gelitten zu sein. Das reizte ihn und machte ihn zugleich traurig. Vorwürfe hatten sie ihm nicht gemacht, würden sie ihm wohl auch nicht machen, aber der Vater war stets ernst, zurückhaltend, und der Mutter Blick hatte geradezu etwas Quälendes. Ein frankhaftes Misstrauen erfüllte ihn: warum sagten sie ihm nicht lieber, daß sie ihn verachteten?!

In Nächten, in denen Wolfgang nicht schlafen konnte, plagte ihn etwas, das fast Reue war.

Dann flopste sein Herz heftig, flatterte förmlich, er mußte sich im Bett aufsetzen — das Liegen konnte er nicht extragen — und nach Atem ringen. Mit ängstlich aufgerissenen Augen stierte er dann ins Dunkel: ach, was war das für ein schauspieldicher Zustand! Am Morgen, wenn der Unfall vorüber war — dieser „moralische Rater“, wie er ihn spöttisch benannte — ärgerte er sich über seine Sentimentalität. Was hatte er denn Schlimmes getan? Nichts andres, als was hundert andere junge Leute auch tun, nur daß die nicht so dummi waren wie er! Diese Frida, diese verwünschte Klatscherin! Er hätte sie erwürgen können.

Nach den schlechten Nächten war Wolfgang dann noch unliebenswürdiger, noch wortfärger, noch verdroßener, noch in sich verschlossener. Und noch elender sah er aus.

„Er ist reduziert!“ sagte sich Schlieben. Er sagte es nicht zu seiner Frau — wozu die noch mehr aufregen? — denn daß sie sich beunruhigte, das zeigte ihm die Art, wie sie Wolfgang umsorgte. Nicht mit Worten, nicht mit Liebkosungen, die Zeiten waren vorbei; aber eine besondere Sorgfalt legte sie auf seine Ernährung, er wurde förmlich gepäppelt. Ein Mensch in seinen Jahren müßte doch ganz anders bei Kräften sein! Der Rücken schien nicht mehr so breit, die Brust nicht mehr so gewölbt, die schwarzen Augen lagen dunkel umrandet in ihren Höhlen. Die Haltung war schlecht, die Stimmung noch schlechter. Die Stimmung, ja die Stimmung! Die war die Wurzel alles Übels, aber da konnte keine Pflege helfen und auch kein Medikament. Der junge Mensch war eben unzufrieden mit sich, war's ein Wunder?! Er schämte sich!

Und vor Schliebens Augen stand die Situation grausam deutlich, in der er ihn gefunden hatte.

Er hatte Räte unten warten lassen — sie hatte zwar durchaus mit hinaufgewollt, aber er hatte darauf bestanden, sie müßte unten auf dem Hof, auf diesem engen, dunklen Hof, der nach Mutter und Müllstaub roch, stehenbleiben — er war allein hinaufgegangen. Drei Treppen. Sie waren ihm unendlich steil vorgekommen, noch nie hatte ihm Treppensteigen so die Knie angestrengt. Da stand „Knappe“. Er hatte an die Klingel gerührt — hei, wie fuhr er zusammen, als sie so schrillte. Was wollte er denn eigentlich hier?! Auf einen anonymen Brief hingriff er zu fremden Leuten ein, in eine fremde Wohnung, er, Paul Schlieben?! Das Blut stieg

ihm zu Kopf — da hatte schon die Person geöffnet, in einem hellblauen Schlafrock, gar nicht mehr jung, aber üppig, mit gutmütigen Augen. Und er hatte einen eleganten Überzieher und einen feinen Filzhut im Entree hängen sehen beim Schein des erbärmlichen Küchenlämpchens, das den selbst am Mittag stockdunklen Flur erhellt, und erkannte in ihnen Wolfgang's Sachen. Also wirklich, er war hier?! Hier?! Der anonyme Brief lag also doch nicht?!

Was er dann getan hatte, wußte er selber nicht mehr genau; er wußte nur, er war Geld losgeworden. Und dann hatte er den jungen Menschen beim Arm die Treppe hinuntergeführt, das heißt, mehr geschleppt als geführt. In halber Höhe schon war ihnen Käte entgegengekommen, es hatte ihr da unten zu lange gedauert, Kinder mit offenen Mündern hatten sich um sie versammelt, und aus den Fenstern hatten Weiber auf sie herabgespäht. Sie war fast verzweifelt: warum blieb Paul denn so entsetzlich lange?! Sie hatte ja keine Ahnung, daß er den Sohn erst aus einem bleiernen Schlaf in einem unordentlichen Bett erwecken mußte. Das durfte sie auch nie, nie erfahren!

Nun hatten sie ihn wieder zu Hause, aber war's eine Freude? Darauf mußte Schlieben sich, und wäre er noch so versöhnlich gestimmt gewesen, noch so vergebungsbereit, mit einem schroffen „Nein“ antworten. Hier erblühte ihnen keine Freude mehr. Vielleicht, daß sie später, ganz später, noch einmal welche an ihm erlebten! Borerst war es das beste, daß der junge Mensch zum Militär kam!

Zum ersten April sollte Wolfgang eintreten, darauf setzte Schlieben die letzte Hoffnung.

Wolfgang hatte immer gewünscht, bei den Rathenower Husaren zu dienen, aber nach den letzten Erfahrungen hielt Schlieben es für angemessener, ihn ganz solide bei der Infanterie eintreten zu lassen.

Früher würde der Sohn heftigen Widerspruch erhoben haben — Kavallerie mußte es sein, auf jeden Fall — jetzt fiel ihm das gar nicht mehr ein. Wenn denn gedient sein mußte, war es ganz gleichgültig wo; er war todmüde. Er hatte nur den Wunsch, sich einmal ganz ausschlafen zu können. Kullrich war tot — gegen Weihnachten hatte der trauernde Vater ihm aus Görbersdorf die Anzeige geschickt — und er? Er hatte zu viele Nächte verbummet.

Es war ein Schlag für Schlieben, daß Wolfgang nicht zum Militär genommen wurde. „Un-

tauglich“ — ein hartes Wort — und warum untauglich?!

„Schwerer Herzfehler“ — die Eltern lasen's mit Augen, die falsch zu lesen glaubten und es doch richtig lasen.

Wolfgang war sehr abgespannt von der Untersuchung nach Hause gekommen, aber er zeigte sich nun weiter nicht aufgeregter über seine Untauglichkeit. Er zeigte es nicht — aber ob er es nicht doch war?!

Der Sanitätsrat zwar, nachdem auch er ihn untersucht hatte, versuchte alles so tröstlich als möglich hinzustellen: „Herzfehler, lieber Gott, Herzfehler! Es gibt ja gar keinen Menschen, der ein ganz normales Herz hat! Wenn Sie sich ein bißchen danach halten, Wolfgang, und solide leben, können Sie steinalt werden!“

Der junge Mensch sagte kein Wort hierauf.

Schliebens überschütteten ihren Arzt mit Vorwürfen: warum hatte er ihnen das nicht längst gesagt? Er mußte das doch wissen! Warum hatte er sie so im unklaren gelassen?!

Hofmann verteidigte sich: hatte er denn nicht immer und immer wieder zur Vorsicht gemahnt?! Seit dem Scharlach damals hatte er für des Jungen Herz gefürchtet und das auch nicht verhehlt. Aber freilich, daß sich die Sache so schnell verschlimmern würde, hatte auch er nicht gedacht. Der Junge hatte eben zu sehr drauf los gelebt!

„Schwerer Herzfehler“ — das war wie ein Todesurteil. Wolfgang streckte die Waffen. Auf einmal fühlte er nicht mehr die Kraft in sich, gegen diese nächtlichen Anfälle anzukämpfen. Was er früher, ehe er das wußte, ganz für sich allein in seinem Bett, selbst ohne Licht anzuzünden, abgemacht hatte, das trieb ihn jetzt auf die Füße. Es trieb ihn ans Fenster — er riß es auf — trieb ihn in der Stube umher, bis er endlich, völlig ermattet, im Lehnsstuhl Ruhe fand. Das trieb ihn sogar, bei den Eltern anzuklopfen: „Schlaft ihr? Ich habe solche Angst! Wacht doch mit mir!“

Wochenlang waren es böse Nächte gewesen. Wolfgang hatte gesessen, und die Mutter mit ihm. Wie konnte sie schlafen, wenn sie wußte, daß nebenan jemand sich quälte?!

Nun ging es wieder besser. Die Medikamente des alten Freundes hatten gewirkt, und Wolfgang hatte eine regelrechte Kur durchgemacht: Bäder, Abreibungen, Massage, besondere Diät. Nun konnte man ganz zufrieden mit dem Er-



„Rosenzeit.“

Gemälde von P. Rüetschi, Suhr.

folge sein. Besonders das streng geregelte Leben hatte ihm gut getan; das Körpergewicht hatte wieder zugenommen, sein Auge war glanzvoller, seine Gesichtsfarbe frischer. Sie hatten alle die größte Zuversicht — mir einer nicht. Dieser eine hatte eben keinen Willen zum Leben mehr.

Der April war rauh und stürmisch, ganz außergewöhnlich kalt; es war nicht möglich, daß der Rekonvaleszent so viel im Freien sein konnte wie wünschenswert war, besonders da warmmachende Bewegungen, wie Tennis, Radfahren, Reiten, für ihn noch zu ermüdend waren. Der Arzt schlug vor, Wolfgang nach der Riviera zu schicken. Wenn auch dort nur noch ein paar Wochen bleiben, bis es zu heiß wurde, die würden schon genügen.

Schlieben war sofort bereit, den jungen Mann reisen zu lassen; wenn's ihm gut tat, nun natürlich! Räte erbot sich, mitzureisen.

„Aber warum denn, liebste Frau? Der Junge kann ganz gut allein reisen,“ versicherte der Sanitätsrat.

Aber sie bestand darauf, sie wollte ihn begleiten. Jetzt war's nicht mehr die Besorgnis, er könne ihr verlorengehen: es war ihre Pflicht so, sie müßte ihn begleiten, selbst wenn sie es nicht gern getan hätte. Und ein wenig eigne Lust, sich ganz heimlich, ihr selber unbewußt, in ihr regend, kam auch noch dazu. Sie wußte ja so gut Bescheid im Süden — wenn sie zum Beispiel nach Sestri gingen? Fragend sah sie ihren Mann an. Hatten sie nicht dort an der Riviera Levante einst wahrhaft glückliche Tage verlebt? Dort am blauen Meer, wo die breiten Pinien grüner und schattender stehen, als tiefer im Süden die Palmen, wo die Luft bei aller Milde etwas Herbes und Erfrischendes hat, wo nichts Schlaffes ist, lauter Belebung!

Er lächelte: gewiß, sie konnten ja dahin reisen! Ach, er freute sich ja so über den doch nicht gänzlich verlöschten Enthusiasmus seiner Frau.

Am Nachmittag seiner Abreise kramte Wolfgang lange in seinem Zimmer. Räte, die besorgt war, daß er sich beim Packen zu sehr anstrengen könnte, hatte ihm Friedrich zu Hilfe geschickt. Aber dieser kam bald wieder herunter: „Der junge Herr will's alleine machen!“

Als Wolfgang das Letzte in seinen Koffer gelegt hatte, sah er sich nachdenklich im Zimmer um. Hier war er nun aufgewachsen, hier dieses Zimmer hatte er oft als einen Käfig betrachtet — ob er nun wieder in diesen zurückkehrte?!

— Wir haben hier keine bleibende Statt, die zukünftige suchen wir —

Drüben hing, schön gerahmt, sein Konfirmationsspruch an der Wand. Lange nicht gelesen. Jetzt las er ihn wieder; leicht lächelnd, ein bißchen spöttisch, und ein bißchen wehmüdig. Ja, er würde wieder hier hinein zurückflattern, er war eben an den Käfig gewöhnt!

Und nun beschloß er, als allerletztes, noch etwas Übriges zu tun, und — zu Frida zu gehen.

Frau Lämke war sprachlos vor Staunen, fast erschrocken, als sie gegen die Zeit, in der ihre Frida gewöhnlich nach Hause zu kommen pflegte, den jungen Herrn Schlieben bei sich eintreten sah. Sie stotterte vor Verlegenheit: „Nee, Frida is noch nich zu Hause — un Artur is auch nich hier — un Vater is oben in die Loge — aber wenn Sie so lange — so lange — bei mir vorlieb nehmen wollen!“ Sie schob ihm mit großem Gerappel einen Stuhl hin.

Er rückte sich den Stuhl dicht an den Tisch heran, an dem sie genäht hatte. Nun saß er wieder hier wie einst. Und er entsann sich ganz deutlich jener ersten Einladung zu Lämkes — Fridas zehnter Geburtstag war's gewesen —, da hatte er hier gesessen mit den Kindern, und der Kaffee und die Kuchenstückchen hatten ihm so köstlich geschmeckt.

Und eine Menge von Erinnerungen kamen ihm noch — lautere nette Erinnerungen — aber doch wollte kein rechtes Gespräch mehr zwischen ihm und Frau Lämke zustandekommen. Fühlte er eine Beklemmung vor dem Wiedersehen mit Frida? Oder was machte ihn so unruhig hier? Ja, es war so, auch hier war er nicht mehr am Platze!

Es lag wie eine Trauer in seiner Stimme, als er, Mutter Lämke die Hand zum Abschied reichend, sagte: „Nun denn — adieu!“

„Na, verjüngte Erholung — auf Wiedersehen!“

Daraufhin nickte er und schüttelte ihr noch einmal die Hand, und dann ging er; er wollte lieber Frida entgegengehen, das war besser als hier innen zu sitzen. Er hatte Herzklagen. Da sah er sie schon auf sich zukommen.

Obgleich es dunkel war, die Beleuchtung nicht so taghell wie drinnen in der Stadt, erkannte er sie von weitem. Sie trug das gleiche Matrosenhütchen mit blauem Band wie im vorigen Sommer; das war zwar noch etwas verfrüht, aber es paßte zu ihr. So frühlingsfrisch!

Ein Gefühl quoll in Wolfgang auf, als sie

vor ihm stand, daß er sonst Frauenzimmern gegenüber nicht gekannt hatte: ein brüderliches Gefühl inniger Zärtlichkeit. Ach, sie hatte es doch wohl nur gut gemeint!

Stumm grüßte er, sie aber sagte froh: „Ach du, Wolfgang?!” und streckte ihm die Hand hin.

Wie früher schlenderte er neben ihr her; sie hatte unwillkürlich ihren Schritt verlangsamt. Sie wußte nicht recht, wie sie wieder mit ihm anfangen sollte, aber das glaubte sie zu fühlen: böse war er nicht mehr.

„Wir reisen morgen,” sagte er.

„Nanu, wohin denn?”

Und er erzählte ihr's.

Mitten darin unterbrach sie ihn. „Bist du mir böse?” fragte sie ganz leise.

Er schüttelte verneinend den Kopf, aber weiter ging er nicht darauf ein.

Alles, was sie ihm sagen wollte, daß sie nicht anders gekonnt hätte, daß Hans ihn „ausbalduwert“, daß sie's doch seiner Mutter versprochen, und daß sie selber große Angst um ihn gehabt hätte, unterblieb. Es war nicht nötig. Es war, als sei das Vergangene nun tot für ihn, als hätte er es ganz vergessen.

Als er dem interessiert zuhörenden Mädchen von der Riviera, wohin er nun reisen würde, erzählte, beschlich es ihn leise doch wieder wie neue Lebensfreudigkeit. Ach, nur heraus hier, heraus! Wenn er erst dort war, würde alles besser

werden! Er machte sich noch kein rechtes Bild, wie es eigentlich dort sein würde; mit halbem Ohr, nur, nein, gar nicht hatte er zugehört, wenn die Mutter ihm vom Süden gesprochen hatte, es war ihm ja alles ganz gleichgültig gewesen. Nun empfand er es selber wie eine Wohltat, daß er wieder Teilnahme hatte. Er atmete tief auf.

„Schickst du mir auch 'ne schöne Ansichtskarte von da?” bat sie.

„Natürlich, viele!” Und dann legte er den Arm um ihre schmalen Schultern und zog sie an sich.

Und sie ließ sich ziehen.

Auf offener Straße, an deren Rändern die Büsche schon knospten und der Flieder im ersten Saft schwoll, standen sie und hielten sich umfaßt.

„Komm jesund wieder,” schluchzte sie.

Und er küßte sie zart auf die Wange: „Frida, ich muß mich wirklich noch bei dir bedanken!”

Als Frida am andern Morgen ins Geschäft ging — die Uhr war halb acht — sagte sie zur Mutter: „Nu is er fort,” und blieb nachdenklich den ganzen Tag. Lange Wochen hatte sie nicht mit Wolfgang gesprochen gehabt — da war es ihr auch ganz gleichgültig gewesen — aber seit gestern abend war ihr weh ums Herz. Sie dachte viel an ihn, sie konnte ihn gar nicht vergessen.

(Schluß folgt.)

Sieg.

Ein Lächeln übergoldet Leid und Schmerz,

Ein froher Vogel jubelt durch mein Herz.

Und aus der Nächte heiß erkämpfstem Licht
Taucht klar und ewig Gottes Angesicht.

Ich schreite sinnend durch den hohen Tag,

Vergesse, daß er traurig enden mag — —

Ernst Balzli.

Budapest.

Von Dr. Leo Koszella.

Budapest nennt sich Klein-Paris, Königin der Donau, Bäderstadt oder die Weltstadt der Heilbäder, die Stadt mit dem schönsten Panorama, die Stadt der kulinarischen Genüsse. Diese Reihe schmückender Beiworte ließe sich noch beliebig vermehren. Nun ist es ja bekannt, daß in ihnen eine gute Portion lokspatriotischer Übertreibung liegt, daß gerade hier, wo vor dem Kriege die Rivalität mit Wien besonders stark war und auch heut noch besteht, Aufbauschungen erklärlich und naheliegend sind. Immerhin liegt in jeder der geprägten Formulierungen ein gut Stück Wahrheit, und alle zusammen ergeben ein

ziemlich vollkommenes Bild der hauptsächlichsten Werte, die Budapest zu bieten hat.

Wenn Camille Flammarion den „himmlischen Genuß“ preist, den er auf dem Gipfel des Széchenyiheg erlebte, König Eduard VII. nichts Gemütlicheres kannte als den Pester Abend, wenn Mac Donald von der Margareteninsel in erster Linie gefesselt wurde und Admiral Troubridge die Donau bei Budapest grandioser fand als den viel besungenen Canale Grande in Venedig, wenn sich Gerhart Hauptmann vor allem vom Volkswäldchen angezogen fühlte, Sven Hedin, Roosevelt und die Duse